

Besprechungen = Comptes rendus

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Geschichte = Revue d'histoire suisse**

Band (Jahr): **21 (1941)**

Heft 1

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Besprechungen. — Comptes rendus.

ISENBURG, WILHELM KARL, PRINZ VON, *Historische Genealogie*. München und Berlin, Oldenbourg, 1940. 101 S.

Eine Abhandlung, die hält, was der Titel verspricht. Der durch seine ausgedehnten genealogischen Forschungen bekannte Verfasser gibt eine Übersicht über die wissenschaftliche Genealogie vom Standpunkt des Historikers gesehen. Kaum berücksichtigt sind die biologische und, Gott sei Dank, die rassische Seite. Im ersten Kapitel werden die Begriffe der genealogischen Forschung dargelegt. Für den Ahnenverlust, der jetzt Ahnengleichheit heißen soll (Hager's « Implex » war doch genauer), werden zwei sehr lehrreiche Beispiele gegeben: in der Ahnentafel Friedrich des Großen sind in der 13. Generation von 4096 theoretisch zu erwartenden Ahnen nur 1108 vorhanden, und in der seiner großen Gegnerin Maria Theresia gar nur 569. Das zweite Kapitel ist eine ausgezeichnete Abhandlung über die genealogische Literatur von Jordanes' Familiengeschichte der Amaler (in seiner Geschichte der Goten) an bis zu Ottokar Lorenz. Es ist sehr zu begrüßen, und zeigt zugleich von praktischem und dankbarem Sinn, daß der Verfasser die rühmenswürdigen Ausnahmen unter den genealogischen Schriftstellern, denen man heute noch aufs Wort glauben kann, lobend hervorhebt. Auch die großen Ausländer, wie Duchesne, Dugdale (dem wirklich noch einige Zeilen zu gönnen wären), und der Père Anselme (nicht Pierre Anselme, wenn er auch in saeculo Peter hieß) werden gebührend gewürdigt. Bei Guichenon vermissen wir einen Hinweis auf seine *Histoire de Bresse et du Bugey*, in der sämtliche Adelsfamilien dieser Landschaften behandelt werden. Im Kapitel III, über die Quellen findet sich eine wertvolle Liste von Kartularen und Dokumentensammlungen, 9 Seiten lang, aber leider ohne erkennbare Ordnung. Das letzte Kapitel, « Methoden und Ergebnisse », gibt u. a. eine sehr interessante statistische Aufstellung über sieben Familien, Wittelsbacher, Wettiner, Hohenzollern, Habsburger, Lothringer, Welfen und Oldenburger, im ganzen auf 4785 Individuen bezogen. Wir entnehmen ihr die Angaben, daß im Mittel auf eine fruchtbare Ehe 4,68 Kinder kommen, daß aber rund $\frac{1}{4}$ aller Ehen kinderlos sind. Bei zwei ausgestorbenen Zweigen (Sachsen-Eisenach und Lothringen-Harcourt) steigt der Anteil der kinderlosen Ehen sogar auf 50%. Namen- und Sachregister vervollständigen das Werk, das viele Anregung geben wird, und jedem Historiker zum Nachschlagen gute Dienste leisten wird.

Baugy sur Clarens.

D. L. Galbreath.

Gesamtinventar des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs. Herausgegeben von L. BITTNER. 4. und 5. Band. 489 und 296 S. Wien 1938 und 1940. Verlag Adolf Holzhausens Nachfolger.

Mit dem vierten und fünften Band hat das große Inventar des österreichischen Staatsarchivs seinen glücklichen Abschluß gefunden. Der vierte Band bringt den Rest des eigentlichen Inventars. Hier beansprucht vor allem die Abteilung österreichische Akten unsere Aufmerksamkeit, da sie auch für Vorderösterreich einen freilich geringfügigen Aktenbestand aufweist. Die Abteilungen Ungarn, Italien und Spanien, Belgien liegen uns ferner, ebenso die kleineren Archivkörper, die Nachlässe und die hinterlegten Archive. Der fünfte Band bringt neben einigen Nachträgen das eingehende Register für das Gesamtwerk. Er ist schon in der Zeit nach dem Anschluß und auch nach der Zusammenlegung der großen in Wien befindlichen Archive zu einem Reichsarchiv erschienen.

Wenn man heute das große Werk des Gesamtinventars des frühern Haus-, Hof- und Staatsarchivs übersieht, so kommt einem erst die Notwendigkeit dieser umfassenden Arbeit so recht zum Bewußtsein. In diesem Archiv hat ja nicht nur die bunte Geschichte des alten Österreich-Ungarn ihren Niederschlag gefunden, sondern ebenso die Geschichte des römisch-deutschen Kaiserreichs und ein schönes Stück der Geschichte Italiens und der Niederlande. Die wechselvollen Schicksale Österreichs haben dabei die Archivbestände im Laufe der Zeit stark wechseln lassen und zuletzt kam seit 1918 noch der große Aderlaß zu Gunsten der Nachfolgestaaten. So finden sich in dem Wiener Archiv mehr oder weniger zerrissene, ja trümmerhafte Archivbestände fast aus dem ganzen europäischen Festland neben den großen zusammenhängenden Abteilungen. Diese außerordentlich verwirrende Fülle der Bestände hat einen so eingehenden, immer auch über die Entstehung jeder Abteilung Aufschluß erteilenden Führer durch den riesigen Gesamtbestand zwingend notwendig gemacht. Die Forschung wird für die geleistete Arbeit besonders dankbar sein und auch die schweizerischen Historiker werden dieses Inventar dankbar immer wieder benützen.

A r a u.

H e k t o r A m m a n n.

GERHARD Wais, *Die Alamannen in ihrer Auseinandersetzung mit der römischen Welt.* Untersuchungen zur germanischen Landnahme (= Deutsches Ahnenerbe, Reihe B: Fachwissenschaftliche Untersuchungen; Abteilung: Studentische Arbeiten der deutschen Universitäten, Hoch- und Fachschulen, Bd. I). Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem 1940.

Wais stellt in diesem tüchtigen Erstlingswerk die literarischen und monumentalen Zeugnisse über die Alamannen sorgfältig zusammen und gibt eine kritische Einführung in die wissenschaftliche Arbeit, die dem Gegenstand gewidmet worden ist. Mit gründlicher Beherrschung der Quellen und der weitverzweigten Literatur, wenn auch nicht durchwegs derjenigen

neuesten Datums, verbindet er ein im allgemeinen gesundes Urteil in historischen Dingen. In drei Hauptabschnitten behandelt er zuerst die Alamannen selber, dann die « römische » Gegenseite und schließlich ihre Auseinandersetzung. Besonders eindringend untersucht er den Verlauf und die Folgen der beiden « Landnahmen » und Neuansiedlungen, der ersten nach dem Fall des Limes im Jahre 260 und der zweiten nach dem endgültigen Einbruch über den Rhein im 5. Jahrhundert. Zugrundegelegt ist eine sorgfältige Musterung der Flurformen, Haustypen, Gräber, Dorfgenossenschaften auf der alamannischen Seite, des erkennbaren Wirtschafts- und Kulturstandes auf der Gegenseite. Etwas zu sehr ist Wais geneigt, den Einfluß römischer Kultur auf die Alamannen zu unterschätzen. Für die Technik des Häuserbaus zum Beispiel (S. 131 ff.) fällt doch nicht nur Ammians Zeugnis über die alamannischen *domicilia curatius ritu Romano constructa* in Betracht, sondern vor allem auch die vielen Lehnwörter (Mauer, Mörtel, Kalk, Ziegel, Keller, Pfeiler u. dgl.), die zweifellos zugleich mit den Sachen aus dem römischen in den deutschen Bereich übergegangen sind.

Eingehend behandelt Wais die Römerorte im rechtsrheinischen Kernland, im Elsaß und (S. 198 ff.) in der Schweiz. In diesem Abschnitt, der uns besonders nahe angeht, sind ihm einige Absonderlichkeiten unterlaufen. Dahin gehört z. B. die Deutung der Namen *Basel* und *Zürich*, die überraschenderweise beide denselben Sinn von « Wasserstadt » haben sollen (S. 198, 1. 207, 1). Läßt sich dafür eine Begründung geben? Den Namen *Basilica* hatte Frau S. Skutsch-Dorff (Basler Zeitschr. f. Gesch. 9, 168 ff.) auf Grund einer germanischen Etymologie (ahd. *wasal* = Wasser) als « Wasserstadt » gedeutet. Diese Herleitung ist schon darum unannehmbar, weil sie eben auf einen germanischen Wortstamm zurückgreift, denn Basel trug seinen Namen schon im Jahre 374 und war vor dem 5. Jahrhundert weder von Germanen bewohnt noch darauf angewiesen, seine Benennung von den Reichsfeinden jenseits des Rheines zu beziehen. In meiner Schrift *Das älteste Basel*² (1922) 12, 2 durfte ich die folgende von dem unlängst verstorbenen berühmten Keltisten Rudolf Thurneysen « mit allem Vorbehalt » aufgestellte keltische Etymologie mitteilen: « Am ehesten gehört *Basilica* zu kymr. *baedd*, altkornisch *bahet* (d. i. *baëð*) 'Eber', das eine Grundform etwa **basios* voraussetzt. Also 'Eberstadt' oder, da gall. *Basila* gerade als Frauennamen bezeugt ist, 'Bachenstadt' ? » — Auch zu *Turicum* finden sich in Holders *Altcelt. Sprachschatz* II 1993 ff. 2005 ff. anklingende gallische Namen in großer Zahl; andererseits verglich jüngst Pokorny, *Zeitschr. f. celt. Philol.* 21 (1938), 133, illyrische Personennamen wie *Turus*, *Turo*, *Turia*. Aber ob nun Kelten oder bereits vor-keltische, illyrische Raeter der Örtlichkeit Zürich ihren alten Namen gegeben haben: sowohl im einen wie im andern Fall hat eine Übersetzung mit « Wasserstadt » auch für Zürich sprachlich nicht den geringsten Anhalt, Desto mehr gibt es vielleicht sachliche Anhaltspunkte? Nun ja, beide Städte liegen am Wasser. Diese Eigenschaft teilen sie jedoch mit vielen

tausend andern; sozusagen jede größere Ortschaft stößt an einen Fluß, einen Bach oder einen See, und nichts ist so wenig eigentümlich und daher zur auszeichnenden Namengebung so ungeeignet wie gerade die Lage am Wasser. Dessen ungeachtet werden wohl nach wie vor noch zahlreiche andere dunkle Ortsnamen von Dilettanten unentwegt mit der Übersetzung « Wasserstadt » belastet werden. — Ganz unglücklich ist bei Wais (S. 207, 1) auch die für Zürich angeführte Quellenstelle « Appian III 6 »; sieht man genauer zu, so ergibt sich, daß hier einfach ein Zitat aus Rich. Heuberger, Rätien I 69, 139 sinnwidrig und in entstellter Form abgeschrieben wurde: Heuberger berief sich auf « App. III. 6 » (d. h. Illyrike, c. 6) lediglich als auf ein Zeugnis für die Zugehörigkeit der Raeter zu Illyrien — mit der römischen Zollstation Turicum steht das nur in einem äußerst entfernten Zusammenhang!

Bedauerlicher als diese Einzelheiten ist es, daß Wais gerade die neuesten für das erste Auftreten der Alamannen in der Schweiz bedeutenden Funde und Forschungen nicht kennt. Die von Rud. Laur-Belart entdeckten und historisch ausgewerteten Alamannenfriedhöfe in der Umgebung Basels (Jahrb. f. prähist. und ethnogr. Kunst 12, 1938, 126 ff.; Comptes-rendus du 1^{er} Congrès lorrain des Sociétés savantes de l'Est, Nancy 1939, 47 ff.; Urgeschichte und Schweizertum 1939, 59 f.) sucht man bei Wais vergebens. Ebenso wenig hat er Notiz genommen von der letzten theoretischen Erörterung der Frage nach dem Zeitpunkt der alamannischen Einwanderung in der Schweiz durch P. E. Martin (Bull. de la Soc. d'hist. et d'archéol. de Genève 6, 1935, 1 ff.) und von der ablehnenden Kritik, die sie durch R. Heuberger (in dieser Zeitschr. 16, 217 f.) erfahren hat. Meist hatte man bisher, vornehmlich seit den Ausführungen Oechslis (Jahrb. f. Schweiz. Gesch. 1908, 239 ff.), den endgültigen Alamanneneinbruch bald nach der Mitte des 5. Jahrhunderts angesetzt. Demgegenüber lassen Laur und Martin, jener auf negative Fundtatsachen, dieser auf historische Erwägungen gestützt, die Alamannen nicht vor Ende des 5. Jahrhunderts in der Schweiz sesshaft werden. Umgekehrt machte jüngst Nesselhauf in einer von Wais gleichfalls nicht berücksichtigten Untersuchung (Abh. der Preuß. Akad. 1938, phil.-hist. Kl. Nr. 2, S. 73) geltend, daß gerade das Ergebnis der Bodenforschung nicht erlaube, den Einstrom der Alamannen später als im ersten Jahrzehnt des 5. Jahrhunderts anzunehmen. Von beiden Seiten bekämpft man Oechslis Datierung mit archäologischen Argumenten, die sie bald als zu spät, bald als zu früh erweisen sollen. Wirklich brechen in der Schweiz die römischen Funde um 400 ab und die alamannischen setzen erst seit etwa 500 ein. Dazwischen liegt das ganze 5. Jahrhundert, archäologisch gesehen, als ein völliges Vakuum. Diesen leeren Raum mag die Phantasie der Historiker an Hand der spärlich überlieferten Zeugnisse aufs Geratewohl auszufüllen suchen; gefährlich sind jedenfalls negative Schlüsse, die lediglich aus einstweilen nicht vorhandenen Bodenfunden gezogen werden. Am ehesten verspricht noch der von W.

Bruckner (zuletzt im Schweiz. Archiv f. Volkskunde 37, 1939/40, 201 ff.) eingeschlagene Weg der Untersuchung alter Ortsnamen zu einem Ziel zu führen. Bruckner hat gezeigt, daß die Alamannen noch etwa um 700 in der deutschen Schweiz nirgends in das eigentliche Bergland vorgedrungen sind. Den Beginn ihres langsamen Einsickerns wird man wohl schon in dem dunklen 5. Jahrhundert annehmen dürfen. Wais selber glaubt (S. 112), daß die Ansiedlung der föderierten Burgunder durch Aetius in der Sapaudia 443 eine ernstliche Gefährdung des linksrheinischen Gebietes durch die Alamannen voraussetze. Er hätte sich darauf berufen dürfen, daß schon Hertlein (Die Römer in Württemberg I 191), P. E. Martin (in dieser Zeitschr. 13, 202, 51), neuerdings auch L. Schmidt (Die Ostgermanen 139) und Nesselhauf (Forschungen und Fortschritte 1939, 156) die Meinung vertreten, Aetius habe bei seiner Maßregel den Schutz des römischen Reichs gegen die Alamannen im Auge gehabt, deren Einbruch in die jetzige Schweiz also schon damals mindestens bestimmt erwartet werden mußte. Martins wichtige Abhandlung über die Sapaudia (a. O. 183 ff.) wird von Wais (S. 112, 3) zwar zitiert, ihr Ergebnis aber ignoriert. Sie brachte endgültig den Beweis (den auch D. van Berchem in dieser Zeitschr. 17, 95 keineswegs erschüttert hat), daß die Sapaudia nicht das Gebiet zwischen Genfer- und Bielersee war, sondern ausschließlich auf dem linken Ufer der Rhone lag, also dem spätern Savoyen entspricht.

Mißbilligend erwähnt Wais (S. 240, 1) die Lehre Keller-Tarnuzzers, wonach das gesamte heutige Schweizervolk noch immer im wesentlichen der « Pfahlbaurasse » angehören soll: in Laurs Schrift Urgeschichte und Schweizertum (S. 65) hätte er eine deutliche Abfertigung dieser Ausgeburt historisch unbekümmerten Blut- und Bodenglaubens finden können. Nein, die deutschsprechenden Schweizer sind unzweifelhaft auch blutmäßig vorwiegend Alamannen. Nur sind sie durch besonderes geschichtliches Erleben andere Wege geführt worden als ihre Stammesverwandten im Norden; sie besitzen seit Jahrhunderten ein ausgeprägtes eigenstaatliches Bewußtsein und hegen nicht die geringste Neigung, « zu der höheren Einheit zurückzufinden », die im alamannischen Stamme « liegt und die er einst preisgegeben hat », wie Wais (S. 243) erwarten zu dürfen meint. Die Rheingrenze ist nicht ein verhältnismäßig spätes, künstliches und nur politisches Gebilde, sondern eine uralte Kulturscheide zwischen zweierlei Alamannen, von denen die einen viel tiefer in römischer Tradition Wurzel faßten und dauernd viel entschiedener nach Süden orientiert waren als die andern. Das hat jüngst Werner Kaegi (Neue Schweizer Rundschau 1940, 729 ff.) in glänzender Weise des näheren begründet.

Um diese Anzeige nicht in lauter Einwendungen ausmünden zu lassen, hebe ich zum Schluß etwas Verdienstliches hervor, nämlich das, was Wais (S. 16 f.) zu der antiken Deutung des Namens *Alamanni* beibringt. Indem er den Hinweis Albert Bauers (Gau und Grafschaft in Schwaben, S. 12) auf die Nachahmung einer Stelle des Thukydides (7, 5, 4) wieder

aufnimmt, erhebt er es zur Gewißheit, daß bei Agathias 1, 6 die überlieferte Lesart *ξύκλυδες ἄνθρωποι καὶ μυγάδες*, « zusammengesülte und vermengte Menschen » (nicht *ξύγηλυδες*, « zusammengekommene ») zu Recht besteht: der von Agathias zitierte Autor Asinius Quadratus hatte also die im Jahre 213 erstmals auftauchenden Reichsfeinde mit Geringschätzung erwähnt und ihrem Namen eine abfällige Deutung gegeben.

Basel.

Felix Stähelin.

FRITZ BLANKE, *Columban und Gallus*. Urgeschichte des schweizerischen Christentums. Fretz & Wasmuth Verlag, Zürich. 8^o. 235 S.

Allmählich beginnt sich auch das Dunkel, das über den Anfängen des Christentums in unsern Landen liegt, zu lichten. Die Urgeschichte des schweizerischen Christentums schlechthin — wie der Untertitel vermuten ließe, — bringt freilich auch die vorliegende Arbeit nicht, sondern es handelt sich hier nur um einen Beitrag dazu, wie wir solche Beiträge bereits in den Arbeiten Stammers über die Beatusfrage, Jeckers über den hl. Pirmin, Berthers über den hl. Lucius, Scheiwillers über den hl. Valentin besitzen. Blanke behandelt einleitend allerdings kurz das Christentum in der Schweiz in der Römerzeit und während der Völkerwanderung, aber damit ist die Frage doch nicht restlos abgeklärt. Zum Ausbau derselben aber hat er in der Bewertung der Columbans und Gallusvita wertvollstes Material herbeigeschafft. Auch Blanke scheidet zwischen Geschichte und Legende, aber was er der Geschichte zuweist, ist doch unverhältnismäßig größer als das, was er als Legende ansieht. Wir erblicken gerade darin eines der größten Verdienste dieser gründlichen und klaren Arbeit, daß diese alten Lebensbeschreibungen, die man früher kurzweg mit dem Vermerk « Legende » erledigen zu können glaubte, weitgehend als historische Wahrheit erkannt und gewertet werden. Dies gilt sowohl von dem Reiseweg der Missionare, wie auch von ihrer Tätigkeit in Bregenz und der späteren Wirksamkeit des hl. Gallus im Bodenseegebiet. Mehr als das, was unter dem Titel « Ernte » als Abschluß des Ganzen über Tutilo und Notker den Stammler gesagt wird, hätten uns freilich die Schicksale der Galluszelle nach dem Tode des Heiligen bis zum Auftreten Otmars interessiert. Hier wäre noch einiges abzuklären. Aber auch so bildet Blankes Arbeit in ihrer vornehmen Haltung und ruhig abwägenden Beurteilung eine ganz erfreuliche Leistung auf kirchengeschichtlichem Gebiete.

Einsiedeln.

P. Rudolf Henggeler.

JULIA GAUSS, *Die Dictatus-Thesen Gregors VII. als Unionsforderungen*. Ein historischer Erklärungsversuch. Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Bd. 60, Jahrg. 1940. 115 Seiten. Verlag Böhlhaus, Weimar.

Manche Historiker betrachteten die Dictatus-Thesen nach dem Worte von E. Sackur als « einen Hohn auf den gesunden Menschenverstand »

(1893). Das ging noch, solange man an der Echtheit dieser Leitsätze zweifeln konnte. Als dann ausgerechnet ein Jesuit W. Peitz 1911 die Dictatus-Sätze als Originaltext der päpstlichen Kanzlei und deshalb auch irgendwie des Papstes selbst nachwies, sah sich die Forschung vor ein Rätsel gestellt. Die einen konnten mit diesen Präsumptionen nichts anfangen, die andern bagatellisierten sie in fast maßloser Weise. Seit den Forschungen von Peitz konnte man überdies diese Thesen nicht mehr auf den Investiturstreit beziehen, denn als Originaleintrag in die Register unter dem 4. März 1075 war kein Zusammenhang mit dem Kampfe gegen Heinrich IV. mehr möglich.

Die Thesen erhalten ihren Sinn erst, wenn man sie in die Unionsbestrebungen des seit 1054 schismatischen Byzanz hineinstellt. 1053—1073 sandte das griechische Neurom selbst, von allen Seiten politisch bedrängt, drei Einigungsversuche nach Altrom. Der Kreuzzugs- und Unionsplan Gregors VII. 1073/74 umfaßte zunächst ein gemeinsames Niederwerfen der Normannen, dann persönliches Erscheinen des Papstes in Konstantinopel mit Eröffnung eines Unionskonzils, endlich die Eroberung von Jerusalem. Daher äußerte sich Gregor noch am 22. Januar 1075 dahin, er werde nun die Ostkirche unieren können. Daher wurde auch in der Fastensynode am 4. März 1075 Guiscard, der Normannenfürst, exkommuniziert. Immer, wenn die Päpste ihre Machtvollkommenheiten und die römische Führerkirche betonten, geschah es meist gegenüber Byzanz, so bei Nikolaus I. im 9. Jahrhundert und Leo XI. im 11. Jahrhundert. Diese beiden Päpste sind die Vorgänger Gregors. So erhalten die Dictatus-Sätze einen viel verständlicheren Sinn. Fast kein Satz, der nicht enträtselt wird.

In Ostrom urteilte bislang das Metropolitengericht über die Bischöfe, Satz III des Dictatus gibt diese Gewalt dem Papst. In Ostrom übernahm der Ranghöchste den Vorsitz der Synoden, Satz IV vindiziert denselben dem päpstlichen Legaten, auch wenn er nur Kleriker ist. In Ostrom nannte sich der Patriarch rex et sacerdos (Priesterkönig) und trug als Zeichen seines Königtums Purpursandalen, deshalb Satz VIII des Dictatus: der Papst allein darf sich kaiserlicher Insignien bedienen. Dictatus-These XII besagt die Macht des Papstes, den Kaiser abzusetzen. Begreiflich, denn der Patriarch von Konstantinopel tat das 1057 dem Basileus gegenüber und schrieb sich auch grundsätzlich dieses Recht zu. Gregor wollte so die griechische Dynastie vor dem Patriarchen schützen und diese zugleich auch der Oberhoheit Roms unterstellen. Im Osten wurden geistliche und weltliche Herrscher mit dem Fußkuß geehrt. Auch Rom vermochte diese « gute alte Sitte » bis ins 6. Jahrhundert nachzuweisen. Selbst römische Kaiser hatten dem Papste die Füße geküßt. Daher Satz IX: « daß allein die Füße des Papstes geküßt werden sollen ». Damit schränkte Rom nicht die Verehrung der übrigen Kirchenfürsten ein, sondern verlangte nur die adoratio des Papstes durch alle.

Gregors Zug nach dem Orient wurde dann durch den Investiturstreit verunmöglicht. Des Papstes Forderungen waren, verglichen mit den späteren des Unionskonzils von Florenz, stark formuliert, aber doch heute auch menschlich begreiflich. Es zeigt sich hier schon die gleiche Unerbittlichkeit, die Gregor auch im Verlaufe des Kampfes gegen Heinrich IV. aufwies (vergl. S. 47, 61 usw.). Man kann einige Formulierungen der vorliegenden Arbeit anzweifeln, so z. B. S. 12—13 über die Basis der Trennung, die unklar erscheint, ferner S. 17 über Nikolaus I., dem phantastisch-übersteigerte Unzeitgemäßheit vorgeworfen wird, ferner S. 115 über Gregor VII.: «Leidenschaft, die Größe will, am Übermaß gewollter Größe aber zerbricht.» Aber es liegt doch eine gediegene Quellenstudie vor, die mit sachlicher Unvoreingenommenheit geschrieben ist, erlösende Frische atmet und jeden Leser überzeugen dürfte.

Disentis.

Iso Müller.

HELLA FEIN: *Die staufischen Städtegründungen im Elsaß*. 95 S. (Schriften des Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich 23). Frankfurt a. M. 1939. Verlag Moritz Diesterweg.

Für das Elsaß bedeuten die staufischen Städtegründungen den Anbruch einer neuen Zeit, der Zeit des Städtewesens und des Bürgertums. Zu dem alten, mächtigen städtischen Mittelpunkt der Oberrhein-Lande, nämlich zu Straßburg, gesellten sich nun als Schöpfungen des staufischen Hauses vom 12. Jahrhundert weg eine ganze Reihe neu geschaffener Städte, und zwar fast alle jene Städte, die später im Leben des Landes eine Rolle gespielt haben. Ich nenne hier Hagenau und Kolmar, Schlettstadt und Mülhausen, Weißenburg und Molsheim. Die staufischen Städtegründungen sind also für das Elsaß von entscheidender Wichtigkeit gewesen und haben demgemäß auch schon viel Aufmerksamkeit gefunden. In der vorliegenden Arbeit erfahren sie nun die erste planmäßige Untersuchung, die einen recht zuverlässigen und sichern Eindruck macht. Auf der Grundlage einer Schilderung des staufischen Besitzes im Elsaß werden die einzelnen staufischen Städtegründungen untersucht und in Vergleich zu den übrigen Schöpfungen der Zeit der Städtegründungen im Elsaß gestellt. Eine Gesamtwürdigung der staufischen Leistung und eine Untersuchung über den Anteil der einzelnen staufischen Herrscher an dieser Leistung beschließt die knappe, durch eine Reihe von Stadtplänen und eine Karte der staufischen Besitzungen unterstützte Arbeit. Diese stellt einen erfreulichen Beitrag zur elsässischen Geschichte und zu dem in letzter Zeit öfters behandelten Anteil der Stauer an der mächtigen Welle der Städtegründungen dar. Für die Schweiz hat sie grundsätzlich als Beispiel für die Leistung eines einzelnen Fürstenhauses in der Zeit der Städtegründungen Bedeutung, dann aus nachbarlichen Gründen und schließlich deswegen, weil ja die Städtegründungen der Stauer vereinzelt bis über unsere Grenzen gereicht haben.

Aarau.

Hektor Ammann.

GUSTAVE AMWEG, *Les Arts dans le Jura bernois et à Bienne*. Tome I: Architecture, Sculpture, Peinture, Gravure. Chez l'auteur, à Porrentruy, 1937, 511 p., in 8^o.

M. Amweg, bibliothécaire de l'Ecole cantonale de Porrentruy, docteur h. c. de l'Université de Berne, me fait penser à un homme d'esprit qui me disait un jour: Ce qui rend la chasse particulièrement intéressante dans le canton de Genève, c'est qu'il n'y a pas de gibier. Le Jura bernois, nous dit-il, « n'a pas été favorisé sous le rapport des Beaux-Arts », il est « mal loti », et c'est à ce pays pauvre qu'il consacre un grand in-octavo de 511 pages! Encore n'est-ce qu'un premier volume. M. Amweg est donc un bon chasseur. Parti sans trop d'illusions, il revient avec une gibecière bien garnie. Il est vrai que, si elle contient pas mal de grives, on y trouve aussi des merles. Mais qu'importe? Recueillir les moindres choses et les moindres noms, faire place à des artistes oubliés sans grande injustice ou à d'autres que le temps n'a pas encore classés, c'est le défaut des ouvrages consacrés à une petite région, c'est aussi leur mérite et leur utilité. On ne les lit pas d'un bout à l'autre, on les consulte. Or les livres lus le sont rarement deux fois. Les travaux documentaires, quand ils sont bien faits, restent à la portée de la main.

Que contient ce volume? Des répertoires et des dictionnaires.

Dans les premiers, dont voici la liste, les monuments et oeuvres d'art sont classés par localités:

1^o Les monuments de l'architecture religieuse et civile, répartis en quatre chapitres: Style roman, style gothique, style Renaissance, style baroque. Suivent quelques renseignements complémentaires sur les anciennes portes de villes, encore existantes ou démolies.

2^o La sculpture sur pierre, qui donne lieu à plusieurs répertoires distincts: les fontaines; les armoiries; les inscriptions; les statues, bénitiers, fonts baptismaux, etc.; les bornes armoriées.

3^o Les ouvrages en stuc.

4^o La sculpture sur bois (statues, chaires, stalles).

5^o Les peintures murales anonymes.

Quant aux dictionnaires biographiques, ils sont au nombre de 8: Architectes; sculpteurs sur pierre; sculpteurs sur bois; peintres; caricaturistes; graveurs; lithographes; graveurs-médailleurs.

En réalité chaque dictionnaire figure à la suite du répertoire concernant tel ou tel art, architecture, sculpture, etc., de telle sorte que la matière est distribuée tout autrement que nous ne venons de le faire, mais peut-être notre façon de présenter les multiples ressources de l'ouvrage est-elle plus claire, si on ne l'a pas sous les yeux.

Une introduction générale, de courtes introductions pour chacun des arts, enfin une préface de M. le professeur Conrad de Mandach, directeur du Musée des Beaux-Arts de Berne, complètent cet ouvrage, qu'achèvent

l'index des noms d'artistes et la table des hors-texte, au nombre de 27. Il n'y a pas de table des autres illustrations qui sont très nombreuses (275).

Pauvre, ce pays, par rapport à d'autres, l'a toujours été. Sa configuration géographique ne se prêtait pas aux échanges entre les vallées ou les plateaux que des chaînes de montagnes séparent. Aucun centre intellectuel ne s'y est formé et ne pouvait s'y former. Sauf rares exceptions, les princes-évêques, presque toujours étrangers, n'ont pas été mêlés à la vie jurassienne. Enfin les grandes familles n'y furent pas assez riches pour favoriser, ne fût-ce que par intérêt ou par vanité, le développement des arts. — Et pourtant ce pays nous offrirait aujourd'hui de bien autres richesses, s'il possédait encore ce qu'il a possédé. Il a été, à plusieurs reprises, envahi et saccagé. Les Guggler en 1375, les Armagnacs en 1444, y commirent de terribles dévastations. Puis vinrent les iconoclastes du XVI^{me} siècle, l'incendie par les paysans de Laufon de la bibliothèque de Lucelle, la guerre de Trente ans qui amena dans le Nord du Jura des « hordes de soudards suédois et français », la Révolution qui fit son oeuvre comme partout ailleurs. M. Amweg rappelle tout cela, mais il insiste avec raison sur d'autres malheurs, effets de la négligence des hommes ou de leur irrespect, quand il s'est agi d'agrandir ou de transformer des monuments dont le caractère pouvait être sauvé, et quelquefois aussi de s'en débarrasser. C'est ainsi qu'a disparu, au milieu du XIX^{me} siècle, l'église d'un de nos plus anciens monastères, Moutier-Grandval. La perte n'est pas pour le Jura seulement.

Mis à part quelques monuments importants, comme les collégiales de St-Ursanne et de St-Imier, il ne reste plus qu'à glâner. M. Amweg l'a fait avec une conscience et une méthode remarquables. Il n'y a pas d'édifice, si modeste soit-il ou si compromis par des remaniements, qu'il n'ait étudié en observateur avisé, tout en s'appuyant sur les recherches de ses prédécesseurs et sur les documents d'archives. Il n'y a pas de fontaine, de chaire, de clef de voûte, que sais-je? qui n'ait retenu son attention et, quand la pièce en vaut la peine, il sait y fixer la nôtre. On souhaiterait que chaque région de la Suisse possédât un inventaire de ce genre et l'ouvrage de M. Amweg vient prendre place à côté des *Denkmäler des Kantons Unterwalden* de Robert Durrer.

La différence entre eux vient de ce que M. Amweg a fait une large part à l'art contemporain. Dirai-je que, sur ce point, les renseignements ne manquant pas, il a mis quelquefois un peu trop de complaisance à nous les procurer et que, d'autre part, certaines reproductions, en particulier quelques planches hors-texte, auraient pu être supprimées sans que la réputation artistique du Jura en souffrît? Il reste que les notices, bien documentées, et dont quelques-unes ont l'importance de petites monographies, complètent sur bien des points, et largement, les renseignements donnés par *le Dictionnaire des Artistes suisses*.

Les matières du second volume, consacré aux arts appliqués, étaient, il y a trois ans déjà, en grande partie réunies. Souhaitons que les cir-

constances n'en retardent pas trop la publication, non seulement pour l'honneur du Jura bernois, mais pour notre plaisir et notre instruction; car, si M. Amweg aime son pays, il le fait aimer.

Genève.

Adrien Bovy.

BERNARD DE VEVEY, *La rédaction des coutumes dans le canton de Fribourg*. XIV et 158 p. Fribourg, Fragnières frères, 1939.

Personne n'était mieux qualifié pour nous donner cette étude que l'éditeur de trois tomes de sources fribourgeoises dans la grande collection des sources du droit suisse.

L'auteur distingue trois étapes dans l'évolution du droit fribourgeois: coutumes entièrement orales d'abord, puis rédaction fragmentaire de la coutume dans les franchises, enfin, à partir du 16^{me} siècle, des rédactions systématiques dans les coutumiers officiels.

Les franchises médiévales des territoires aujourd'hui fribourgeois, appartiennent aux types zaehringien (ainsi Fribourg, Morat), savoyard (Gruyères, Romont etc.), lausannois (Bulle, Estavayer) ou alémanique (La Roche, Bellegarde). Le fait qu'en terre fribourgeoise comme dans d'autres régions suisses, les communes rurales ayant des franchises sont nombreuses, mérite de retenir l'attention de l'historien.

Avec raison, l'auteur souligne que la souveraine, Fribourg, ne chercha pas, lors de la rédaction des coutumiers, à unifier le droit de ses sujets en leur imposant son propre droit comme on l'a cru souvent, mais qu'elle se borna à confirmer les textes rédigés sous sa haute surveillance.

L'ouvrage indique aussi les problèmes qui restent encore à résoudre tels que la confirmation inexpliquée des franchises de La Roche par le conseil de Fribourg à une époque à laquelle La Roche dépendait de l'évêque de Lausanne.

C o l o g n y (Genève).

W. A. L i e b e s k i n d.

HANNS JOST BÜRGISSER, *Geschichte der Bürgisser im Kelleramt*. 360 Seiten und 3 Stammtafeln. 1939.

Die Bürgisser im Kelleramt sind bescheidener Herkunft. Der Ursprung der verschiedenen Familien liegt in Werd und Jonen. Als Bauern und Fischer treten sie in die Geschichte ein. Die Verpflanzung nach Bremgarten bringt den Aufstieg. Als Handwerkerfamilien gehören sie bald zu den regimentsfähigen Bürgern und leisten der Stadt in verschiedenen Stellungen Dienste. Die hervorragendsten Vertreter finden wir indes im geistlichen Stand. Im 17. und im 18. Jahrhundert wird je ein Bürgisser Abt zu Wettingen; andere sind Geistliche in Wien und Wiener-Neustadt. Die interessanteste Persönlichkeit war aber zweifellos Abt Leodegar Bürgisser in St. Gallen, der durch seine Haltung im Toggenburgerkrieg zu politischer Bedeutung gelangt ist. Die Behandlung der Bürgisser in Jonen als Inhaber der Taverne Marienbild gibt interessante Aufschlüsse über Fragen des

Tavernenrechts und die Handhabung des Hochgerichtes durch Zürich in Konfliktsfällen mit den Eidgenossen.

Der Verfasser hat die Familiengeschichte in einzelne Lebensbilder aufgelöst. Gleichwohl gelingt es ihm in einleitenden Kapiteln für die verschiedenen Zweige lebendige Zusammenhänge zu geben und Auf- und Abstieg der einzelnen Familien herauszuarbeiten. Es ist dem Verfasser besonders darum zu tun, Entwicklung und Bedingtheit der Familie zu ergründen auf Grund ihrer Herkunft und Bodenverbundenheit. Aus den für die Geschichte einer Familie so zufällig überlieferten Quellen, die oft mehr die Schattenseiten der Menschen zeigen, hat Bürgisser durch sorgfältige Arbeit ein Ganzes gemacht. Das 19. Jahrhundert ist nur skizziert worden, wie uns scheint mit Recht, denn wenn keine hervorragenden Persönlichkeiten zu nennen sind, kann diese Epoche doch nur das Interesse der betreffenden Familien beanspruchen.

Als Einleitung gibt der Verfasser eine klare Ableitung des Namens Bürgisser von Burkhard, sowie eine Zusammenstellung sämtlicher noch vorhandenen Bürgisser-Siegel und -Wappen. Die Arbeit, aus Liebe zur Heimat und Interesse für die Vorfahren entstanden, ist von Anfang bis zu Ende nach wissenschaftlichen Grundsätzen durchgeführt; sie will nichts verschweigen, nichts verbessern und verschönern, sondern Menschen und Zeiten getreu schildern. Das gibt ihr einen Wert über das rein Lokale hinaus.

Z ü r i c h.

P. Kl ä u i.

HEROLD, PETER, *Geschichte des Zürcher Grundpfandrechts*. Zürcher Diss. 142 S. A.-G. Gebr. Leemann & Co. Zürich 1939. Fr. 4.50.

Ein fleißiger Beitrag zur Geschichte des Zürcher Privatrechts. Seit Wert beruht darauf, daß der Verfasser sich die Mühe genommen hat, trotz den ihm vorliegenden ältern Bearbeitungen seines Gegenstandes das bezügliche Urkundenmaterial selbständig neu zu prüfen und in ein System zu bringen. Im großen ganzen ist ihm sein Versuch gelungen. Auch im einzelnen vermehrt der Verfasser unsere Kenntnis vom ältern Zürcher Recht in manchem interessanten Punkt. So wenn er feststellt, wie die Gesetzgebung über das Grundpfandrecht weniger neues Recht geschaffen, als der Praxis nachgegeben habe, bald im Interesse des Gläubigers, bald in dem des Schuldners, oder wenn er darauf hinweist, wie auch die anscheinend als ewig bestellten Gülten oft durch den Gläubiger in einem Gegenbrief als ablösbar erklärt wurden.

Gelegentlich zeigen sich, wie bei einer Erstlingsschrift nicht verwunderlich ist, sprachliche Unvollkommenheiten, die dem Leser das Verständnis des an sich nicht ganz leichten Stoffes erschweren. Seine Anleihen bei der schweizerischen Mundart (wie z. B. des Wörtchens « ab » in Wendungen wie Zins ab einem Grundstück) nimmt man gerne hin, wenn sie kürzer und treffender sind, als die entsprechende schriftdeutsche Wendung, wenn sie also die Schriftsprache bereichern; wo aber die Mundart, in die Schriftsprache übertragen, einen andern Sinn ergibt, sollte doch der richtige

Ausdruck der Schriftsprache verwendet werden. Die Abschriften der Urkunden, in denen das verdoppelte s mit langem und kurzem s nebeneinander geschrieben ist, geben das lange s irrtümlich und störend mit h wieder. Bei einer spätern Bearbeitung des Stoffes wäre zu empfehlen, daß der Verfasser die wirtschaftlichen Ideen Zwingli's berücksichtigt, die doch sicher das « große Gütermandat » vom 9. Oktober 1529 und damit die « neuere Gült » beeinflußt haben. Interessant war mir, feststellen zu können, daß dieses zürcherische « Gütermandat » der bernischen großen Wucherordnung von 1530 weitgehend als Vorbild gedient hat.

Andrerseits scheint der zürcherische Bodenkredit von den außerordentlichen Verhältnissen während und nach der Zeit des 30-jährigen Krieges weniger beeinflußt worden zu sein, als der bernische; dies darf geschlossen werden aus den ziemlich zahlreichen Erlassen, wodurch die bernische Regierung den krisenartigen Zuständen abzuhelfen trachtete, während andrerseits die zürcherische Obrigkeit nichts Wesentliches verfügt zu haben scheint.

Bern.

Hermann Rennefahrt.

ALFRED BÄRLOCHER, *Gerichtsorganisation und Zivilprozeß im Kanton Säntis 1798—1803*. Zürcher jur. Diss. F. Schwald, St. Gallen, 1940. X + 136 S.

Nach einem kurzen Überblick über die frühern staatlichen und rechtlichen Verhältnisse im Gebiet des helvetischen Kantons Säntis (Stadt und Stift St. Gallen, alte Landschaft, Grafschaft Toggenburg, Rheintal und beide Appenzell) behandelt der Verfasser den « Einfluß der politischen Vorgänge auf die Gerichtsorganisation während der Helvetik »; ferner « die Gerichtsorganisation im Kanton Säntis », wie sie in Wirklichkeit aussah, und in einem vierten Teil den « Zivilprozeß im helvetischen Kanton Säntis ». Da bis zum Erlaß eines einheitlichen helvetischen Prozeßgesetzes das vorherige Recht anzuwenden war, so war die Rechtsunsicherheit groß, wie der Verfasser wieder an Hand der von ihm fleißig durchforschten Protokolle des Kantonsgerichts und der Distriktsgerichte nach dem Leben, nicht bloß nach der Theorie darstellt. Der Wert der Arbeit besteht gerade darin, daß der Verfasser das tatsächliche Funktionieren der Gerichte in mühsamer Sammelarbeit aus den Gerichtsprotokollen erschlossen hat. Es ist nur schade, daß er einige grundlegende frühere Publikationen nicht berücksichtigt hat, so für die Zeit vor der Revolution die Ausgabe der St. Galler Rechtsquellen Max Gmürs und für das allgemeine Staatsrecht der Helvetik E. d. His' Geschichte des neuern schweizerischen Staatsrechts, I. (1920).

Bern.

Hermann Rennefahrt.

Johann Peter Hebels Briefe; Gesamtausgabe, herausgegeben und erläutert von WILHELM ZENTNER. 805 S. Verlag C. F. Müller, Karlsruhe (Baden), 1939.

Der Gedanke, alle Briefe Hebels zusammenzufassen, geht zurück auf Otto Behagel, der 1883 die Korrespondenz an die Straßburger Freunde

und an Justinus Kerner herausgab. Das Hebelgedenkjahr 1926 brachte eine « Nachlese » von Karl Obser, der weitere Funde folgten. Von Ecker, Engelmann, Nüßlin und Zentner stammen fernere Publikationen, die durch den Druck die erhaltenen Dokumente vor der Vernichtung sicherstellten. Zur bequemen Lektüre aller Briefe bedurfte es einer Gesamtausgabe, die in dem vorliegenden Buche in glücklicher Weise erfolgte. Wilhelm Zentner hat als sachkundiger Forscher in einem Bande die 560 Briefe vereinigt, von denen ein halbes Hundert bisher unbekannt waren. Mit Ausnahme der rein amtlichen oder geschäftlichen Schreiben wurden alle aufgenommen; man wird die Auslassung nicht allzu sehr bedauern, da der Herausgeber auf einen Brief nur dann verzichtete, wenn keinerlei persönlicher Anteil daran haftete.

Die vorliegende Ausgabe bringt die Briefe in Urschrift, mit dem Original verglichen, nur in der Interpunktion dort leicht verändert, wo sonst Schwierigkeiten des Verständnisses entstanden wären. Die konservative Behandlung des Textes findet den Beifall des Geschichtsforschers und bereitet im allgemeinen auch dem ungeübten Leser kein Hindernis, da die leicht mundartlich gefärbte Sprache Hebels unserer Zeit doch sehr nahesteht. Die Fundstelle ist am Schluß jedes Briefes verzeichnet; auf eine Beschreibung der Manuskripte verzichtet der Herausgeber; doch wäre wenigstens die Angabe wünschbar gewesen, ob es sich um Originale, Kopien oder auch Entwürfe handelt, um das Nachschlagen früherer Editionen zu vermeiden. Die Sacherklärung ist in ausführlicher Weise eine ausgezeichnete Zugabe, indem sowohl sprachliche wie biographische Klippen der Lektüre gedeutet werden. Im Vorwort hat zudem der Herausgeber zusammenfassende Lebensabrisse der wichtigsten Korrespondenten gegeben. Das Register beschränkt sich zu unserm Bedauern auf die Personen im Text; man hätte gerne auch die im Sachanhang genannten Persönlichkeiten sowie die Orte speziell der engern Heimat Hebels daselbst gefunden.

Inhaltlich bietet diese Briefpublikation eine große Spannweite, sowohl im Leben Hebels, den sie von jungen Jahren an bis in die letzte Zeit begleitet, dann aber auch durch den weitausgreifenden Kreis der Empfänger. Die Entstehung z. B. der Alemannischen Gedichte wird in den Briefen an F. W. Hitzig lebendig, die Tiefe von Hebels Gemüt wird anschaulich in seinen Schreiben an Gustave Fecht. Von besonderem Reiz sind auch einige Episteln in alemannischer Mundart, wie überhaupt der Humor aus Hebels Hausfreundgeschichten auch in seiner Korrespondenz zum vollen Rechte kommt. Der Hebelbiograph Wilhelm Altwegg hat der Briefkunst ein besonderes Kapitel gewidmet, in welchem er den Briefschreiber Hebel als Ebenbürtigen in die stolze Reihe der großen deutschen Epistolaren einreihet. Wilhelm Zentner hat durch seine Edition die Möglichkeit geschaffen, dieses Urteil nachzuprüfen. Er hat durch die Herausgabe dieses neuen « Schatzkästleins » allen Hebelfreunden ein gediegenes und willkommenes Geschenk geboten.

Winterthur.

Emanuel Dejung.

HANS W. SCHMALZ: *Versuche einer gesamteuropäischen Organisation 1815—1820*, mit besonderer Berücksichtigung der Troppauer Interventionspolitik. Heft 10 der «*Berner Untersuchungen zur Allgemeinen Geschichte*», hrsg. von Werner Näf, Prof. an der Universität Bern. Verlag H. R. Sauerländer & Co. Aarau 1940. Brosch. 96 S.

Unser Zeitalter, das am Grabe eines einst verheißungsvollen Versuchs zu einer gesamteuropäischen und darüber hinaus völkerverbindenden Organisation steht, verfolgt mit besonderem Interesse das Schicksal ähnlicher Organisationsversuche im zweiten Dezennium des 19. Jahrhunderts. So unternimmt es hier Schmalz, genauere Abklärung zu schaffen über die bisher oft so unbeachtet gebliebenen historischen Begriffe wie hl. Allianz, Politik der hl. Allianz, Interventionen der hl. Allianz etc., indem er einleitend alle Allianzen seit dem 1. und 2. Pariserfrieden, 30. Mai 1814 und 20. November 1815, einer kritischen Würdigung unterzieht.

Sie sind anfänglich alle gegen Frankreich gerichtet, insofern Großbritannien, Österreich, Preußen und Russland in ausgesprochen militärischer Verbindung ein Wiederaufleben des Bonapartismus mit aller Macht zu verhindern suchen.

Ein ganz neues Gesicht zeigt aber daneben die bisher Alexander I. allein zugeschriebene Textgestaltung der hl. Allianz, deren rein religiöse Tendenz durch Metternichs Korrekturen einen politischen Inhalt bekommen hat, wie uns das bereits Werner Näf («*Zur Geschichte der Heiligen Allianz*» in Heft 1 der *Berner Untersuchungen zur Allg. Gesch.*) nachgewiesen hat.

Das Gleichgewichtsprinzip in Europa weicht dem Prinzip der Allianzen und den damit verbundenen mehr oder minder regelmäßigen Ministerkonferenzen. Auf diesem Hintergrunde untersucht nun Schmalz die Einstellung der Großmächte zur Frage einer gesamteuropäischen Organisation und es gelingt ihm, der sonst in ihren geschichtlichen Abläufen hinlänglich bekannten Zeitspanne 1815-1820 da und dort eine schärfere Belichtung zu geben, soweit es sich um Neigung für oder Abneigung gegen die eigentliche Heilige Allianzidee oder um Pläne zu einer gesamteuropäischen Organisation seitens der leitenden Staatsmänner handelt.

Höhepunkt ist die Konferenz von Aachen 1818, wo insbesondere Pläne zu einem wirklichen Europabund erwogen wurden, aber an Garantieklauseln für den gegenwärtigen inneren und äußeren Zustand jedes Landes scheiterten, wobei ein preußischer Vorschlag zur Schaffung einer europäischen Armee mit Brüssel als Hauptquartier und Wellington als Oberkommandanten als Kuriosum vermerkt sei. Resultat war der nunmehr mit Einschluß Frankreichs am 15. November 1818 zustandgekommene Verband der fünf Großmächte, der über alle kleineren Staaten einfach hinwegsaß, diese in der Folge zur Opposition drängte und sie zu teilweise leidenschaftlichen Wortführern der liberalen Ideen werden ließ. Denn zwischen Aachen und der Konferenz von Troppau reiften jene «*Revolutionen*» in Spanien und Italien, was Schmalz zu einer besonderen Untersuchung der Troppauer Interventionspolitik von 1820 führt, und zwar

zuerst des Widerstreites der Kabinette über die Opportunität einer Konferenz überhaupt und schließlich ihrer Verhandlungen in Troppau selbst.

Wesentlich neue Gesichtspunkte konnten hier kaum mehr aufgezeigt werden, doch gewinnt das Gesamtbild durch Zusätze aus ungedrucktem Material des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchives entschieden an Plastik, z. B. durch das österreichische Garantiepaktprojekt in einer Denkschrift von Gentz.

In fünf Punkten resümiert der Verfasser seine Gedankengänge, die auch durch ein sorgfältiges Quellenverzeichnis bereichert sind.

Basel.

Albert Matzinger.

Mémorial des années 1913 à 1938 de la Société d'histoire et d'archéologie de Genève. Genève, Georg & Cie., 1939, 165 p. in 8^o.

Le rôle joué dans l'heuristique par les sociétés d'historiens, professionnels et amateurs, a été reconnu par les spécialistes de la méthode historique. Les travaux de ces associations forment, avec les inventaires descriptifs d'archives, de bibliothèques et de musées, le principal outillage de la recherche des documents. Toutefois, les monographies lues dans des séances ou publiées par les soins des sociétés d'histoire demeureraient pratiquement inutilisables si elles n'étaient pas récapitulées méthodiquement.

La publication du Mémorial genevois par une commission de spécialistes présente le double avantage d'offrir une vue d'ensemble sur l'activité de l'une de nos principales et des plus anciennes sociétés d'histoire de la Suisse et d'établir des tables méthodiques et alphabétiques des communications de ses membres.

La partie centrale de cet ouvrage est consacrée à des allocutions, rapports, discours, prononcés à l'occasion du centième anniversaire de la fondation de la société d'histoire et d'archéologie de Genève par son président en charge M. Paul Collart; par son ancien président M. Paul E. Martin, directeur des Archives et professeur à l'Université de Genève; par M. Emile Rivoire, auteur et collaborateur de quelques uns des monuments publiés par la société genevoise; par le président et délégué de la Société générale suisse d'histoire, M. Hans Nabholz, professeur à l'Université de Zurich.

La place nous manque pour refaire, à l'aide de ces textes, l'historique de cette séance mémorable, et nous avons hâte de rendre compte de la partie du Mémorial ayant trait aux travaux mêmes de la société. Bornons-nous donc à signaler que M. Paul Collart s'est fort bien acquitté de sa tâche en recevant les nombreuses délégations suisses et étrangères et en faisant un gracieux tableau de la Genève de 1838. Cette année là s'ouvrit, chez Henri Boissier, la première séance de la Société d'histoire. De son côté le professeur Nabholz a expliqué comment, selon une évolution normale dans notre pays fédératif, les sociétés cantonales ont précédé chronologiquement les associations de la Confédération et ont ensuite gardé toute leur valeur originale.

Le rapport de M. Paul-E. Martin, de beaucoup le plus important, représente comme ceux de ses prédécesseurs MM. Ch. Le Fort et Ed. Favre, lors

du 50ème et du 75ème anniversaire de la société, «... les documents essentiels de toute recherche et de toute appréciation relatives à l'effort scientifique de la Société ...» pendant le dernier quart de siècle.

Comme l'a très bien montré M. P. E. Martin, les sujets des mémoires présentés à la Société d'histoire et d'archéologie ont été entièrement laissés à l'initiative individuelle, dans le cadre choisi par ses premiers membres et toujours maintenu dans ses statuts: «l'étude des sciences historiques dans toutes leurs branches et plus particulièrement de l'histoire politique, ecclésiastique et littéraire de Genève.» Suppléant à l'insuffisance des catalogues de manuscrits conservés dans les bibliothèques publiques et utilisant la grande richesse des archives publiques et privées, ces études ont fait surgir un grand nombre de documents remarquables. Quelle richesse de documentation! Quelle variété! Aussi la difficulté de les classer n'était pas mince. Le tableau établi par M. P.-E. Martin se lit aisément. En le détaillant on y reconnaît la main de l'historien rompu aux classifications scientifiques, qui n'omet rien, situe chaque travail, lui donne sa place dans la méthode et la chronologie des sciences historiques.

C'est surtout dans le domaine de l'archéologie et de l'histoire de l'art que l'histoire générale est représentée. L'histoire politique étrangère a donné lieu à des communications intéressantes, mais entre lesquelles aucun lien ne peut être distingué. L'histoire de la Suisse a fait l'objet d'un certain nombre de travaux originaux, notamment l'importante contribution de MM. Emile Rivoire et V. van Berchem aux Sources du droit suisse. La Société d'histoire eut aussi la primeur d'un chapitre du livre de M. Rappard sur l'individu et l'Etat dans l'évolution constitutionnelle de la Suisse. Enfin elle entendit quelques études comparatives situant des événements locaux dans le cadre des faits généraux.

Comme il est naturel pour une société genevoise, c'est l'histoire de cet Etat qui figura le plus souvent sur les programmes des convocations. Il est peu de domaines de l'histoire politique ou des sciences auxiliaires qui n'aient pas été traités. Des plus anciennes chroniques aux documents presque contemporains, des textes relatifs aux événements vitaux et des faits éclairant un aspect de la vie intellectuelle, morale, artistique ou économique, les membres de la société d'histoire ont tiré d'innombrables images de notre pays; ils ont fait revivre les luttes des ancêtres pour l'intégrité, la sécurité, la grandeur morale de la cité.

Peu de mémoires traitent de la période antérieure à la Réforme. Ils sont réservés à des spécialistes et forment surtout les Registres du conseil dont les principaux auteurs sont MM. Rivoire et V. van Berchem. La Réforme, les luttes héroïques de la vaillante patrie jusqu'en 1602, le Refuge, les divers traités de combourgeoisie, les luttes politiques intérieures au XVIIIème siècle, la Restauration ont été les époques de prédilection des historiens genevois. Nous ne pouvons citer, après M. P.-E. Martin, tous les ouvrages et les communications auxquels ils ont donné lieu, ni entrer dans le détail des études spéciales.

Les tables méthodiques et alphabétiques ont été établies avec un soin et une exactitudes dignes d'éloges par la commission de publication, secondée pour la première partie par M. Albert Choisy et Mlle Maire, pour la seconde par Mlles Mercier et Montandon. Regrettons que la table alphabétique renvoie en général seulement aux tomes du Bulletin, ce qui était indispensable, et pas aussi aux articles du Mémorial. Des références plus nombreuses au rapport de M. P.-E. Martin permettraient, dans beaucoup de cas, de se faire d'emblée une idée sommaire du sujet traité avant de recourir aux textes.

En parcourant l'ensemble de ce Mémorial, image fidèle et captivante de 25 années d'activité de la Société d'histoire et d'archéologie de Genève, le lecteur est surtout frappé :

1^o du rôle imparti à une cité, entourée d'un territoire exigu, lorsque s'associant à des Confédérés poursuivant un même idéal de liberté, elle conserve intacte la conscience d'évoluer selon ses propres caractères;

2^o de la part relativement infime accordée aux guerres, toutes de caractère défensif, dans l'ensemble des faits historiques. En lisant le résumé des résultats acquis par la Société pendant un quart de siècle, j'ai vu la vigilante cité veiller sans cesse sur la sécurité de ses habitants. Elle vit intensément, révélant notamment son extrême vitalité dans son ardeur à reconstituer un gouvernement en 1814.

Genève tint dans l'histoire de la liberté et des idées une place toujours honorable et parfois même de premier rang. Ainsi fit-elle flotter sur le monde, selon l'initiative d'un Genevois, ¹ le drapeau de la bienfaisance à l'égard des blessés, en partant du symbole fédéral et plus haut encore, de la croix chrétienne. De telles lumières font sortir une nation du rang, hissent son nom sur le pavais, le consacrent aux yeux de ses semblables.

Le Mémorial permet à chacun de suivre les préoccupations d'ordre historique, soit général, soit national, des Genevois. Il sert de guide à l'historien,

Berne.

Paul-Emile Schazmann.

¹ Communication de M. Maurice Dunant sur les origines du drapeau et du brassard de la Croix-rouge, citée p. 145 du Mémorial.

Erratum.

Dans l'article de M. Henry de Lalung intitulé « Un fils glorieux de Lucerne. Le général Alphonse Mayr de Baldegg », *Revue d'histoire suisse*, 20^{me} année, 1940, p. 474, ligne 14, il faut corriger la date de 1350.

C'est en 1633, en effet, qu'un membre de la famille Mayr de Baldegg obtint de l'empereur Ferdinand II la confirmation de sa noblesse et l'adjonction à ses armoiries de celles de seigneurs des Baldegg (communication de M. le Dr. Rodolphe Mayr de Baldegg, ancien juge cantonal à Lucerne).
